

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

**Ortsgemeinde sein im 21. Jh.**  
**Herausforderungen und Möglichkeiten**  
**Vortrag vor der regionalen Pfarrkonferenz für die Gemeinden Bergstedt, Volksdorf,**  
**Hoisdüttel**  
**am 24.1.2016 in Bergstedt**

Liebe Pastorinnen und Pastoren,

ich bedanke mich für die Einladung, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen und habe sie gerne angenommen – nicht nur, weil mir als Praktische Theologin der Kontakt zur kirchlichen Praxis grundsätzlich wichtig ist, sondern besonders, weil mir sowohl die Thematik als auch die Gemeinden der Nordkirche als „meine“ Kirche am Herzen liegen. Die Zukunft der Gemeinde haben Sie sich als Thema gewählt und diese Wahl kann ich nur begrüßen. Es scheint mir an der Zeit zu sein, sich grundlegend und in Ruhe Gedanken zu machen um inhaltliche Fragen der Kirche im 21. Jahrhundert, nachdem bei dem Thema lange häufig finanzielle Überlegungen im Vordergrund standen. In diese Richtung verstehe ich meinen Auftrag für Sie heute:

Die Ortsgemeinde als vertraute und den meisten Kirchenmitgliedern selbstverständliche Form der Gemeinde grundlegend anzugucken, ihre Chancen und ihre Schwierigkeiten heute zu bedenken, dies theologisch zu reflektieren und einige Perspektiven für ihre Zukunft zu entwerfen.

Daraus ergibt sich folgende Gliederung meines Vortrags:

1. Was ist das eigentlich: die Ortsgemeinde
2. Herausforderungen für die Ortsgemeinde heute
3. Theologische Überlegungen
4. Perspektiven für die Ortsgemeinde

**1. Was ist das eigentlich: die Ortsgemeinde?**

Wenn wir heute über die Zukunft der Ortsgemeinde nachdenken, dann erscheint manchmal nur das, was vor uns liegt, was noch offen ist, als unselbstverständlich – das, was wir heute als Ortsgemeinde kennen, scheint so klar und irgendwie auch traditionell-zeitlos zu sein. Dies ist jedoch keineswegs so: Die Form, die die Ortsgemeinde heute ausmacht, ist historisch gewachsen und im Verhältnis zur Geschichte der Kirche relativ jung. Sie wurde in dieser Entwicklung immer von der jeweiligen Gesellschaft und dem, was jeweils für die Kirche und vor allem für die Menschen als erforderlich angesehen wurde, beeinflusst. Sich dies klarzumachen, kann dabei helfen, mutig in die Zukunft zu gehen und heute ebenso wie früher zu fragen, was Menschen im 21. Jahrhundert brauchen.

Unter den diversen Entwicklungsstadien der Ortsgemeinde gibt es zwei Epochen, die besonders entscheidend für ihre heutige Gestalt waren: Sie ist ein Mischgebilde zum einen

aus mittelalterlichen und zum anderen aus frühmodernen Elementen von Ende des 19. Jahrhunderts.

### **Das Territorialprinzip des Mittelalters**

Die Konstitutionslogik, also das Zustandekommen der Ortsgemeinde, ist das territoriale Prinzip, verbunden mit einer Zuweisung: Menschen einer bestimmten Konfession werden über ihren ersten Wohnsitz automatisch einer Gemeinde zugewiesen, deren Mitglied sie sind, wenn sie nicht explizit widersprechen – also sich umgemeinden lassen.

Diese Logik von Gemeinde entstammt bereits dem Frühmittelalter, seitdem im 4. Jahrhundert das Christentum zur „Reichskirche“ geworden war.<sup>1</sup> Die Kirche lehnte sich damals an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an und machte damit ihren Anspruch deutlich, die gesamte Bevölkerung kirchlich zu organisieren. Vollständig durchgesetzt wurde das Territorialprinzip auf dem Land dann ab dem 9. Jahrhundert, als der Pfarrzwang eingeführt wurde sowie die Pflicht, den Zehnten an die Kirche abzuliefern: Nur so war es möglich, die Gläubigen einerseits zu kontrollieren, ob sie zum Abendmahl gingen und ihre Kinder taufen ließen und andererseits sicherzustellen, dass ihr Geld dahin floss, wohin es fließen sollte. In den Städten hingegen lebten die Priester noch wesentlich länger in Gemeinschaft zusammen und waren für unterschiedliche Kirchen zuständig, betrachteten diese aber nicht als ihre Gemeinden.

Zudem war die Parochie, also die Ortsgemeinde, nie die einzige kirchliche Sozialform. Es gab zur territorialen Orientierung auch immer Alternativen wie beispielsweise das Mönchtum. Durch die Geschichte der Kirche hindurch kam es immer wieder zu Konflikten zwischen parochialen und nichtparochialen Formen kirchlicher Organisation. Im 12. und 13. Jahrhundert gab es beispielsweise Spannungen zwischen den Bettelorden und den Parochialgemeinden, weil die Mönche zum einen besser ausgebildet waren und ihre Predigten das erwachende Bürgertum geistlich stärker ansprachen, die Orden zum anderen auch keine „Stolgebühren“ für die Amtshandlungen nahmen. Insgesamt setzte sich in den Städten das parochiale Prinzip nur zögernd und regional sehr verschieden durch: Eine der letzten Städte liegt in unserer Landeskirche; Stralsund war auch in der Reformationszeit noch nicht in Parochien, wie die Ortsgemeinde damals genannt wurde, eingeteilt. Aber auch wenn dies geschehen war, hatten adlige Familien und Kaufleute oft Sonderrechte und durften sich ihre Gemeinde frei wählen.

### **Das Gemeinschaftsideal des 19. Jahrhunderts**

Eine ganz andere Situation für die Kirche entwickelte sich im 19. Jahrhundert. Mit der beginnenden Moderne und Industrialisierung hatte eine Landflucht großen Ausmaßes in die Städte eingesetzt, die den Charakter der Ortsgemeinde und auch ihrer Aufgaben völlig verändern sollte. Die Gemeinden wurden riesig, in Hamburg beispielsweise umfassten sie bis zu 70.000 Gemeindeglieder. Mit der Industrialisierung und dem massenhaften Zuzug in die großen Städte gingen zudem die soziale Kontrolle und der Einfluss von Sitte und Brauchtum deutlich zurück. Der Gottesdienstbesuch sank stark ab, in den Großstädten wie Hamburg schätzen wir ihn auf 1,5% der Kirchenmitglieder.

---

<sup>1</sup> Zur historischen Entwicklung vgl. Pohl-Patalong, Uta: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 64ff.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde rasch deutlich, dass die neue Zeit neue Formen von Kirche und von Gemeinde brauchte, um Menschen zu erreichen. Es bildete sich die sog. Gemeindebewegung, die Ende des 19. Jahrhunderts die Gemeinde für die moderne Zeit ganz neu entwarf. Das Territorialprinzip wurde zwar beibehalten, aber der Charakter der Parochie anders bestimmt: Sie war jetzt nicht mehr nur ein religiöser Verwaltungsbezirk, sondern wurde zu einem „Hort christlicher Liebe“, der die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung und aktivem Engagement bot. Besonders die Ideen von Emil Sulze (1832-1914) waren dafür wegweisend: Sulze strebte eine „überschaubare Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte zum einen erfasst, gekannt und betreut werden, zum anderen wollte Sulze die Gemeinschaft der Gemeindeglieder untereinander fördern. Zu diesem Zweck führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein. Religiöse Themen kombinierte er mit kulturellen Angeboten sowie mit der Gelegenheit, über Sorgen und Nöte zu sprechen.

Sulzes Vorstellungen sind von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Dieses Gemeindemodell ist ein typisch modernes Modell, das auf einer grundlegenden Kritik an der Gesellschaft beruht. Gegenüber der modernen Welt, die von Konkurrenz und Disharmonie geprägt ist, soll Kirche die verloren gegangene vormoderne Dorfgemeinschaft in der Großstadt rekonstruieren.

Gleichzeitig wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Da diese Form der Mitgliedschaft jedoch nicht von allen praktiziert wurde, entstand die bis heute bestehende Spannung von Kerngemeinde und formaler Mitgliedschaft. Und: Seit der Gemeindebewegung ist die Idee der Gemeinde emotionaler besetzt und verbindet sich nicht nur mit äußerem, sondern auch mit innerem Engagement.

Interessant für uns heute ist dabei übrigens, was schon damals an dieser neuen Form der Gemeinde kritisiert wurde. So wurde beispielsweise ein Fehlverständnis von christlicher Gemeinschaft angemerkt: Sulze verwechselte die im Glauben erlebte Gemeinschaft mit allen Christen mit der Gemeinschaft einer zufällig zusammengesetzten Parochie. Die geselligen Abende stießen nicht auf allgemeine Zustimmung, weil sie den Aufgaben der Kirche nicht entsprechen würden: „Kaffee- und Teegesellschaften, Deklamationen und Gesangsvorträge, Lichtbildervorträge, turnerische Darbietungen, Reigen, Theateraufführungen, und wer weiß, was alles, zu veranstalten, dazu ist die Kirchengemeinde nicht da“ (vgl. Bülck 1926, 36). Zudem berge der Ansatz Sulzes die Gefahr, dass das Leben einer Kirchengemeinde nach der Zahl seiner Veranstaltungen beurteilt werde und sich die Aufgaben des Geistlichen immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annäherten, so dass er zum „Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins, der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß“ (ebd.), werde.

Trotz dieser Kritik setzte sich der Entwurf von Gemeinde weitgehend durch – zumindest als Modell, denn faktisch erfüllte immer nur eine Minderheit die hier intendierte Form kirchlicher Beteiligung.

## **2. Herausforderungen für die Ortsgemeinde heute**

Bereits in der Gemeindebewegung konnte die Parochie entgegen ihrem Selbstanspruch nicht alle Kirchenmitglieder erreichen. Die Mehrheit verstand die Parochie weiterhin in der Logik religiöser Zuständigkeit und nutzte sie bei Bedarf – wenn das Kind getauft werden sollte oder die Eltern bestattet, wenn Weihnachten war, die Kinder konfirmiert werden sollten oder man Seelsorge suchte. Dies hat sich bis heute so fortgesetzt, wie alle empirischen Untersuchungen belegen und auch die neueste EKD-Mitgliedschaftsuntersuchung noch einmal bestätigt. Die aktuelle Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts zur Situation der Ortsgemeinde resümiert hierzu: „Gemeinschaft in und engere Bindungen an die Kirchengemeinde suchen spezielle Gruppen, die sich auch in der Kirchengemeinde engagieren und sich besonders stark identifizieren. Für die große Masse der Kirchenmitglieder spielt diese Dimension keine Rolle. Sie beteiligen sich freundlich distanziert an der Kirchengemeinde, nutzen vor allem kasuelle und andere Angebote.“<sup>2</sup>

Aber auch das Territorialprinzip ist nicht unhinterfragt. Die vormoderne Verschmelzung von Kirche und Sozialraum aufgrund der flächendeckenden territorialen Orientierung hat zu einer engen, auch emotionalen Verbindung von Kirche und (Wohn-)Ort geführt. Dies hatte und hat noch Stärken, in der Einseitigkeit jedoch auch markante Schwächen: Bevölkerungsgruppen und Biografien, die sich nicht auf Dauer mit einem bestimmten Ort verbinden und über diesen ihre Bezüge entwickeln, werden von dieser Organisationsform kaum erreicht und bekommen rasch den Eindruck, dass Kirche für sie nicht attraktiv ist. Setzt die Parochie auf eine langfristige Bindung an einen Wohnort, wird dieser gegenwärtig häufiger gewechselt. Dies gilt aber auch für eine innere Relativität des Wohnortes: In der Spätmoderne sind Wohnen, Arbeit und Freizeit für viele Menschen deutlich weiter auseinander getreten und der Wohnort hat einen sehr unterschiedlichen Stellenwert im Bewusstsein von Menschen auch und gerade für die emotionalen und sozialen Bindungen.

Die Rolle des Wohnortes steht dabei auch in Beziehung zu der jeweiligen Milieu- bzw. Lebensstilzugehörigkeit. Die IV. EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat besonders deutlich gezeigt, dass vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen bzw. Milieus besonders kirchen- bzw. gemeindenah sind, für die der Wohnort besonders wichtig ist.<sup>3</sup> Dies gilt vorrangig für die beiden ältesten Milieus; die jüngeren und mobileren Gruppen, für die der Wohnort eine geringere Bedeutung hat, haben durchschnittlich eine deutliche schwächere Bindung an die Kirche. Dies ist natürlich ein Durchschnittswert und regional verschieden; Sie wissen besser als ich, welche Altersgruppen Sie mit welchen Angeboten ansprechen. Zur demografischen Frage kommt aber noch hinzu: Auch die sozial schwächsten Bevölkerungsgruppen werden von der Ortsgemeinde nicht angezogen. Eine dominant ortsgemeindlich ausgerichtete Kirche erreicht damit bestimmte Menschen und Bevölkerungsgruppen mit einer deutlich höheren Wahrscheinlichkeit als andere. Diese wieder prägen den Charakter von Gemeinden, so dass sich andere Milieus häufig fremd fühlen. Dies dürfte ein Grund sein, warum sozial schwächere Menschen trotz ihrer geringeren Mobilität wenig in Ortsgemeinden anzutreffen sind. In der Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts spiegelt sich dies in der Zusammensetzung der Kirchengemeinderäte, von denen man annehmen darf, dass sie die Atmosphäre in der Ortsgemeinde nicht unwesentlich prägen: Sie haben überdurchschnittlich hohe

---

<sup>2</sup> Rebenstorf, Hilke/ Ahrens, Petra-Angela /Wegner, Gerhard: Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015, 31.

<sup>3</sup> Vgl. Huber, Wolfgang/Friedrich, Johannes/Steinacker, Peter (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 212-236.

Bildungsabschlüsse (und in der Stadt noch höher als auch dem Land), hören überdurchschnittlich gerne klassische Musik und klassische Kirchenmusik, die Quote der Erwerbslosigkeit ist sehr gering und 18-34jährige sind nur in geringen Zahlen (4,3 %) vertreten.<sup>4</sup> Sie mögen abgleichen, wie dies in Ihren Gemeinden ist.

Weiter wählen Menschen heute und gerade in der Stadt – und ich vermute, im Speckgürtel von Hamburg ebenso – ihre religiösen Bezüge faktisch selbstbestimmter als dies die Ortsgemeinde vorsieht. Nach Einschätzung von 88% der Kirchenältesten erreichen die Angebote zahlreiche Menschen, die nicht in der Gemeinde wohnen, vor allem aus den Nachbargemeinden (63% sagen dies, in Großstädten sogar 69%), aber auch aus der Region (59%) und darüber hinaus (22%). Hier ist sehr deutlich: Je größer der Ort, desto stärker ist die kirchliche Beteiligung außerhalb der eigenen Gemeinde. Erneut mögen Sie bitte prüfen, was dies bei Ihnen heißt.

Das Zuweisungsprinzip der Ortsgemeinde führt gelegentlich dazu, dass die Menschen, die in dem Gemeindebezirk wohnen, als die „eigenen“ Gemeindeglieder angesehen werden, die eigentlich dort ihre kirchliche Heimat finden sollten. Es kommt dann zu Konkurrenzen zwischen Gemeinden und zu Spannungen zwischen der Kirche und ihren Mitgliedern, was dem Selbstverständnis, der inhaltlichen Arbeit und dem Bild der Kirche schadet.

Als Reaktion auf diese Schwierigkeiten haben besonders in der Stadt mittlerweile viele Ortsgemeinden Schwerpunkte gesetzt und Profile entwickelt, auch hier in der Stadt stärker als auf dem Land. Dennoch zeigt das Kirchengemeindebarometer, dass zumindest diejenigen, die die Gemeinde leiten, die traditionellen Angebote favorisieren. Als die drei wichtigsten Arbeitsgebiete werden der Konfirmandenunterricht, der Gottesdienst und die Arbeit mit Kindern angesehen. Zumindest den Kirchengemeinderäten ist die Stärkung des Zusammenhaltes in der Gemeinde sehr viel wichtiger (71% sehr wichtig, 26 % eher wichtig!) als konkurrenzfähige Angebote zu gestalten (14% sehr wichtig, 36% eher wichtig und damit fast am unwichtigsten von allen Antwortmöglichkeiten) und kulturelle Aktivitäten (16% bzw. 41%). Die Studie kommt an dieser Stelle zu dem Schluss: „Das Kirchengemeindebarometer des SI kann an dieser Stelle deutliche Tendenzen zu einer gewissen Selbstzufriedenheit in den Kirchengemeinden nachweisen. Nur relativ wenige Kirchengemeinden wagen Schritte in neue innovative Arbeitsbereiche.“<sup>5</sup>

Dennoch: Regionalisierungen und Fusionen ermöglichen es, dass nicht jede Gemeinde alles machen muss und möchte, sondern es werden Absprachen getroffen, welche Gemeinde in welchen Arbeitsfeldern vorrangig tätig ist. Diese Entwicklung geschieht innerhalb der Gestalt der Ortsgemeinde, entspricht aber nicht mehr ihrer klassischen territorialen Orientierung und sprengt vor allem das Zuweisungsprinzip, es kombiniert sozusagen das Territorialprinzip mit anderen Prinzipien kirchlicher Organisation, die es auch immer gegeben hat und neben der Ortsgemeinde weiterhin gibt.

Ist das nun aber theologisch legitim – oder gar geboten? Die Frage nach der Gemeinde soll nun auch theologisch gestellt werden.

### **3. Theologische Überlegungen**

<sup>4</sup> Vgl. Rebenstorf/Ahrens/Wegner 2015, 31.

<sup>5</sup> A.a.O., 32.

Grundlegend für alle theologischen Überlegungen zu kirchlichen Organisationsformen ist zunächst die Einsicht, dass sich zwar die Kirche als solche göttlicher Stiftung verdankt, ihre Organisationsformen aber immer menschlichem Bemühen entspringen, den Auftrag der Kirche in der jeweiligen Zeit gut zu erfüllen. Denn blickt man auf der Suche nach Kriterien für die Gestalt von Gemeinde in der *Bibel*, wird rasch deutlich, dass sich dort kein einheitliches Bild von „Gemeinde“ findet. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich 'Sympathisanten' und 'Sympathisantinnen', die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten.<sup>6</sup> Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der „Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos“<sup>7</sup> geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln. Die Bibel unterstützt insofern eine Vielzahl von Gemeindeformen, ohne dass sie sie reglementiert. Die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, sind nicht göttlich gegeben oder theologisch festgelegt, sondern immer nur mehr oder weniger angemessen und mehr oder weniger sinnvoll.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die kirchlichen Organisationsformen beliebig sind. Sie müssen sich theologisch daran messen lassen, ob sie dem *grundlegenden Auftrag der Kirche entsprechen*. Dieser Auftrag scheint mir nach wie vor von dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend benannt.<sup>8</sup> Die Kirche hat die Aufgabe, mit den ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten die Botschaft zu kommunizieren, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen hinein nehmen möchte in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Es geht allerdings nicht darum, diese Botschaft auszurichten, sondern es geht darum, dass sie ankommt.<sup>9</sup> Kommunikation ist nie einseitig, sondern immer ein gegenseitiger Prozess. Nun lässt es sich selbstverständlich von außen nicht beurteilen, wo und wann das Evangelium bei wem „angekommen“ ist – Glaube ist immer ein Geschehen zwischen Gott und Mensch und daher theologisch unverfügbar. Er ist zudem ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen. Gerade in einer Zeit gesellschaftlicher Vielfalt, in der sich auch die Glaubenswege vervielfältigen und Menschen auf sehr unterschiedlichen Wegen zu Gott kommen und ihren Glauben leben, verändern, mit ihm neu anfangen, muss die Kirche das Evangelium auf sehr unterschiedlichen Wegen kommunizieren.

Damit ist deutlich: Gemeinde im theologischen Sinne wird nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Was eine Gemeinde ist, muss an inhaltlichen Kriterien gemessen werden, nicht an ihrer strukturellen Gestalt.

<sup>6</sup> Vgl. Marksches, Christoph: Zwischen den Welten wandern. Strukturen des antiken Christentums (Europäische Geschichte), Frankfurt a.M. 1997, 177.

<sup>7</sup> Roloff, Jürgen: Die Kirche im neuen Testament (Grundrisse zum Neuen Testament. Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe Bd. 10), Göttingen 1993, 165.

<sup>8</sup> Der Begriff wird bei Lange im Kontext homiletischer Überlegungen, aber auch im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt verwendet (vgl. Lange, Ernst: Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit, in: Ders., Predigen als Beruf. Aufsätze (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976, 9-51, 9.11.13f. u.ö.

<sup>9</sup> Ausführlich zum Kommunikationsbegriff vgl. Hauschildt, Eberhard/Pohl-Patalong, Uta: Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie), Gütersloh 2013, 411ff.

Diese Kriterien werden in der Praktischen Theologie gegenwärtig intensiv diskutiert.<sup>10</sup> Diese Diskussion kann ich hier nicht im Ganzen darstellen, einige Kriterien scheinen mir jedoch für die Ortsgemeinde besonders wichtig:

- Eine Gemeinde bezieht sich auf Jesus Christus als Grund der Kirche. Darin versteht sie sich als einzelne Gemeinde immer als Teil der Gesamtkirche und kann sich nicht selbst genug sein. Ihr Bewusstsein, Teil einer Gesamtkirche zu sein, entlastet sie einerseits von der Vorstellung, das gesamte Spektrum kirchlicher Aufgaben zu erfüllen. Andererseits verweist es sie an andere Gemeinden und kirchliche Einrichtungen, mit denen sie gemeinsam den Auftrag erfüllt, das Evangelium in Wort und Tat zu kommunizieren. Dies findet sich auch in Art. 1 der Verfassung der Nordkirche.
- Konstitutiv für die Gemeindebildung neben dem regelmäßigen öffentlichen Gottesdienst ist die Erfüllung grundlegender kirchlicher Aufgaben. Eine Gemeinde sollte allerdings zumindest exemplarisch erkennen lassen, welche Aspekte des Auftrags der Kirche an der Welt und in der Welt sie erfüllt.
- Eine Gemeinde muss unterschiedliche Beteiligungsformen am gemeindlichen Leben ermöglichen, in denen das Priestertum aller Gläubigen zur Geltung kommt. Dies gilt in zwei Richtungen: Die Strukturen der Gemeinde und ihr Charakter müssen dazu einladen, dass Gemeindemitglieder sich aktiv und damit auch verantwortlich an der Gestaltung des Gemeindelebens und an der Erfüllung ihrer Aufgaben beteiligen.

Gleichzeitig kann die aktive verbindliche Mitarbeit aber nicht zum Kriterium von Kirchen- oder Gemeindemitgliedschaft gemacht werden. Kirchenmitglied wird man theologisch durch die Taufe, nicht durch die aktive Mitarbeit. Eine Nötigung zu einem bestimmten Engagement im Gemeindeleben ist also ebenso wenig legitim wie der Ausschluss von diesem.

- Gemeinde darf aber nicht selbstbezüglich im Binnenraum verbleiben und nur den Glauben ihrer Mitglieder im Blick haben, sondern ist in Wort und Tat an die Welt gewiesen. Dies bedeutet einerseits, diakonisch für andere tätig zu sein, andererseits in der Kommunikation des Evangeliums die Gemeindegrenzen zu übersteigen und zu relativieren.

Die Konsequenz dieser Überlegungen ist: Jede Gemeinde muss sich an ihrem Auftrag orientieren, das Evangelium in der Welt mit aller Welt zu kommunizieren. Dies ist sozusagen ihr Leitmotiv, an dem sie alle ihre Überlegungen, wie sie sich künftig entwickeln möchte, messen muss. Gleichzeitig stellen Ortsgemeinden diese Überlegungen ja nicht im luftleeren Raum an, sondern sie bewegen sich auf dem Boden ihrer rechtlichen Form, die mit bestimmten Traditionen und bestimmten Erwartungen verbunden ist. Diese muss man genau wahrnehmen, um einerseits auf den Stärken dieser Tradition aufbauen zu können und sich andererseits für die Zukunft auch von manchem zu verabschieden, was heute für die Kommunikation des Evangeliums mit aller Welt eher hinderlich als förderlich ist.

#### **4. Perspektiven für die Ortsgemeinde**

---

<sup>10</sup> Vgl. a.a.O., 275ff.

Was bedeuten diese Überlegungen nun für die Zukunft der Ortsgemeinde? Zunächst dürfte deutlich geworden sein, dass die Ortsgemeinde in ihren Traditionen klare Stärken hat, auf die sie für die Zukunft aufbauen sollte. Gleichzeitig zeigen sich auch Schwächen, die daher rühren, dass sich die Gesellschaft seit dem Mittelalter, in der sich das Territorialprinzip entwickelte und noch einmal seit Ende des 19. Jahrhunderts, als Geselligkeit und Gemeinschaft in den Vordergrund rückten, verändert hat und sich daher die Kommunikationswege des Evangeliums ebenfalls verändern müssen. Dabei plädiere ich grundsätzlich dafür, „Gemeinde“ künftig verstärkt von ihrer Aufgabe, von der Kommunikation des Evangeliums her zu denken. Da ihre Kontexte verschieden sind – Sie haben hier eine andere Situation als in Hamburg City, aber auch eine andere als an der Nordseeküste – liegt es nahe, dass Gemeinden sich unterschiedlich ausrichten, denn es geht ja nicht um ein abstraktes Evangelium, das immer gleich wäre, sondern darum, dass mit Menschen dieses Evangelium kommuniziert wird, und diese sind immer verschieden. Die einzelne Gemeinde gewinnt dadurch Entlastung, indem an sie nicht mehr der Anspruch gerichtet wird, eigentlich doch möglichst allen alles bieten zu müssen – was kaum ohne Stress, Überlastung und schlechtes Gewissen geht. Sie hätte die Chance, sich auf ihre Stärken zu konzentrieren und mit ihren Pfunden zu wuchern, die sie gut kann, die in ihrem Umfeld nahe liegen. Diese könnte sie noch stärker ausbauen und hervorheben und damit die Bedeutung von Kirche für Menschen vor Ort und ihre Themen, Sorgen und Fragen steigern.

Was dies konkret bedeutet, können Sie nur für Ihre Gemeinden und Ihre Region entwickeln. Ich möchte Ihnen aber noch einige Impulse dafür geben, was dies bedeuten könnte.

#### **4.1. Spezifisches Engagement vor Ort**

Die Ortsgemeinde besitzt ja die Tradition einer engen Verbindung mit dem Alltagsleben vor Ort. Ich schlage vor, das heute als intensive Beschäftigung mit den Themen und Bedürfnissen der Menschen im Stadtteil zu erfassen. Hier ist zunächst Wahrnehmung und Hinhören gefordert, um zu verstehen, was an diesem Ort wichtig ist und welches die Rolle der Gemeinde dabei haben kann. „Geh-Struktur“ heißt dieser Ansatz seit einigen Jahrzehnten, aber nicht immer war er frei davon, zu Menschen außerhalb der Ortsgemeinde zu gehen, um Kontakte zu knüpfen, die Botschaft besser anzubringen und vielleicht doch noch den einen oder die andere für das gemeindliche Engagement gewinnen zu können. Wenn sich dies nebenbei ereignet, ist dies natürlich immer ein Grund zur Freude, aber es macht einen großen Unterschied, wenn ich mich mit diesem Zweck dem Ort zuwende oder dies als Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums mit allen Menschen vor Ort verstehe, in dem sich Kirche für oder besser: mit anderen ereignet.

Denn die traditionelle Stärke der Ortsgemeinde in ihren Kompetenzen für den Nahbereich lässt sich heute verstehen als spezifisches Engagement im Gemeinwesen vor Ort. Die christlich unauflösbare Verbindung von Wort und Tat, die gelebte Kommunikation des Evangeliums über das Wort hinaus findet seine Konkretion im aktiven Engagement im Stadtteil für und mit Menschen, die in besonderer Weise Aufmerksamkeit und Zuwendung benötigen. Dies kann sich als Arbeit mit Menschen in sozial schwierigen Verhältnissen konkretisieren, als Unterstützung in auseinanderbrechenden Familienverhältnissen oder natürlich auch als Unterstützung für Flüchtlinge, wie es ja im Moment an vielen Orten in beeindruckender Weise geschieht. Vielleicht wird dies dann noch wichtiger, wenn die jetzige Welle der Hilfsbereitschaft in der Gesellschaft irgendwann verebbt, Initiativen bröckeln und Einzelpersonen dieses intensive



Engagement nicht durchhalten können. Dann haben Ortsgemeinden den Vorteil struktureller Unterstützung, eines Netzes von Haupt- und Ehrenamtlichen, Erfahrung mit langfristigem Engagement, Kenntnis der Verhältnisse vor Ort und nicht zuletzt vielerorts immer noch einen Vertrauensvorsprung gegenüber anderen Organisationen.

#### **4.2. Arbeitsteilige Kommunikation des Evangeliums**

Gemeinde ist und war selbstverständlich immer Teil der Gesamtkirche Jesu Christi. Dies lässt sich heute verstehen als ein „arbeitsteiliges“ Verständnis der Kommunikation des Evangeliums. Diese Perspektive fördert die Profilbildung und Schwerpunktsetzung. Nicht jede Gemeinde muss alles machen. Gemeinden begreifen sich in dieser Perspektive stärker von ihrer Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden und auch mit Diensten und Werken her und arbeiten an der Kommunikation des Evangeliums im Vertrauen darauf, dass es die anderen ebenfalls tun. Dann legt die eine Gemeinde ihren Schwerpunkt besonders auf die Arbeit mit Kindern und Familien, die andere hat ein diakonisches Profil und in der dritten wird die Kirchenmusik besonders gepflegt. Die Entlastung und Unterstützung ist dann eine gegenseitige in der Haltung, gemeinsam Kirche zu sein, weder wird sie einseitig erwartet von den Diensten und Werken noch fühlen sich die Ortsgemeinden mit der Fülle ihrer Aufgaben allein gelassen. Strukturell geschieht dies ja bereits in vielen Regionen. Dazu gehört auch eine wachsende Kultur der gegenseitigen Wertschätzung solcher anderer Wege, als sie in der eigenen Gemeinde gegangen werden. Allerdings ist die Verantwortung für die Ausrichtung der Gemeindegemeinschaft mit der Region oder dem Kirchenkreis zu teilen, ist nicht immer einfach. Die Perspektive der gemeinsamen Kommunikation des Evangeliums als Kirche mit dem wertvollen Beitrag jeder Ortsgemeinde dazu kann vielleicht dazu beitragen, diesen Weg in gegenseitiger Wertschätzung und Offenheit zu beschreiben – aber möglicherweise erfahren Sie dies hier ja auch längst.

Die Begrenzung der Aufgaben ist dabei übrigens nicht nur pragmatisch sinnvoll, sondern sie hat auch eine theologische Komponente: Von Gott her gedacht ist das menschliche Bemühen um die Kommunikation des Evangeliums immer nur fragmentarisch und begrenzt möglich. Keine noch so lebendige und aktive Gemeinde kann den Anspruch erheben, die heilvolle Botschaft umfassend zu leben und zu kommunizieren. Vielleicht kann die theologisch bewusste Begrenzung die beschriebene Zusammenarbeit ein wenig erleichtern.

Gemeinden können ihren traditionellen Einfluss auf die Wahl des Pastors oder der Pastorin dabei auch so nutzen, dass sie im Zuge der Profilbildung Pfarrstellen künftig noch spezifischer ausschreiben. Auch Pastorinnen und Pastoren können und müssen nicht alles gleich gut können und machen. Die richtige Person mit den entsprechenden Talenten am richtigen Ort dient der Kommunikation des Evangeliums, weil sie diejenigen Handlungsfelder, die dort schwerpunktmäßig bearbeitet werden, für andere ausstrahlungskräftig und für sich selbst befriedigend bearbeitet.

#### **4.3. Bewusste Gestaltung der Ehrenamtlichkeit**

Weiter lässt sich für heute die Tradition der ehrenamtlichen Gestaltung des Gemeinschaftslebens so aufgreifen, dass die Hauptamtlichen zunehmend weniger Gruppen und Kreise initiieren und leiten, sondern Ehrenamtliche bei der Gestaltung und Leitung der Gruppen unterstützen. Diese Überlegungen reagieren auch auf die Überlastung der Hauptamtlichen, sie reagieren aber auch auf die Entwicklung des Ehrenamtes in unserer

Gesellschaft und sie zielen auf eine attraktive und lebendige Kirche der Zukunft. Hier ließe sich noch stärker als bisher an die Tradition der Gemeindebewegung anknüpfen, in der das Gemeindehaus die Domäne der Ehrenamtlichen war. Vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernst genommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Gleichzeitig zeigen soziologische Studien, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute. Allerdings geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den „Herrn Pastor“ unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich zurück, so dass seit einigen Jahren verstärkt nach dem „neuen Ehrenamt“ gefragt wird, dem diese Form von Kirchen entspricht: Zunehmend mehr Menschen suchen ein ehrenamtliches Engagement in einem Bereich, der ihnen entspricht, ihre Talente fördert und in dem sie Gestaltungsfreiraum und Verantwortung übernehmen.

Viele Gemeinden reagieren auch längst darauf und suchen neue Wege, allerdings sind dann die Rollen, die Befugnisse und Aufgaben und auch die Abgrenzungen zu den Bereichen der Hauptamtlichen nicht immer ganz klar. Weder können oder sollen die Ehrenamtlichen einfach die Lücken füllen in Bereichen, die die Hauptamtlichen einfach nicht mehr schaffen noch können sie ohne konzeptionelle Überlegungen und Begleitung einfach mal machen was sie meinen. Erforderlich scheint mir ein gemeinsamer Prozess in der Gemeinde zu sein, in dem eine Verständigung zwischen Hauptamtlichen, bisherigen Ehrenamtlichen und potenziell interessierten Ehrenamtlichen erreicht wird, welche Aufgaben in welchen Rollen künftig von wem erfüllt werden sollen und was diese Gruppen dazu voneinander (oder von externen Kräften) brauchen. Sicherlich werden sich dann die Aufgaben der Hauptamtlichen stärker in Richtung einer Begleitung der Ehrenamtlichen verlagern. Sie leisten Hilfe beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises und vermitteln die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe. Sie begleiten die Ehrenamtlichen aber auch auf Dauer und fördern sie, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Vor allem aber sind sie dafür da, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. So könnte beispielsweise einer Hauptamtlichen deutlich werden, dass um einen kirchlichen Ort viele Menschen mit Trauerarbeit beschäftigt sind. Ihre Aufgabe wäre es dann nicht, ein fertiges Angebot für die Menschen zu konzipieren, sondern mit ihnen zusammen herauszufinden, welche Form von Angebot sie benötigen (eine feste Gruppe? Eine Gottesdienstreihe? Eine Reise? Ein Trauercafé?) und wer Lust hätte, dies zu leiten und sich entsprechend dafür fortzubilden. Ehrenamtlichkeit bedeutet also nicht ausschließlich Entlastung der Hauptamtlichen. Bestandteil des Prozesses könnte auch sein, gemeinsam zu überlegen, welche Arbeitsbereiche auch gelassen werden dürfen – wenn niemand sich in der Lage sieht, diese mit Zeit und Lust zu gestalten, sollten sie zumindest überdacht werden.

#### 4.4. Umgang mit spirituellen Bedürfnissen

Und schließlich haben Sie mich ja auch gebeten, auf neue spirituelle Bedürfnisse von Menschen heute einzugehen. Diese stehen im Zusammenhang einer größeren Entwicklung. Gemeinden und die Kirche insgesamt heute stehen m.E. in einer besonderen Situation, die meiner Wahrnehmung nach nicht überall bewusst ist. Sie kommt aus einer langen Tradition, die sich mit dem Begriff des „christlichen Mittelalters“ recht gut umschreiben lässt: In der Vormoderne bildeten Gesellschaft, Religion und Kirche quasi eine Einheit und die Kirche hatte eine ungeheure Macht über den Glauben und das Leben von Menschen – sie dominierte das Bildungssystem, das Rechtssystem, die Moral etc. In der Moderne zerbrach diese Einheit; mit der sog. Individualisierung entschieden Menschen zunehmend über ihr Leben und auch über ihren Glauben selbst. Die Kirche verlor an Macht, Religion an Bedeutung, die Welt wurde „entzaubert“, Naturgesetze ersetzten religiöse Weltdeutungen. Bis in die 1980er Jahre war die „Säkularisierungsthese“ leitend: Moderne und Religion stehen einander konträr gegenüber, je moderner eine Gesellschaft wird, umso weniger religiös ist sie. Heute nun, in der sog. „Spätmoderne“ hat sich die Situation wieder gewandelt: Während in der frühen Moderne Religion und Kirche tendenziell überholt und rückwärtsgewandt erschienen, gibt es in der Spätmoderne ein neues potenzielles Interesse für Religion und religiöse Traditionen. Dies dürfte damit zusammenhängen, dass sich die Moderne inzwischen selbst wieder entzaubert hat. Spätestens mit Tschernobyl ist deutlich geworden, dass Technik nicht gutes Leben garantiert, Fortschritt ist längst nicht mehr sinnstiftend und naturwissenschaftliche Erklärungen werden überholt oder stehen im Spannungsfeld konkurrierender Meinungen. Soziologische Studien zeigen, dass die Skepsis gegenüber rein innerweltlichen Weltansichten in der jüngeren Generation noch größer ist als in der mittleren und älteren. Allerdings: Es hängt dann von diversen Faktoren ab, ob daraus eine stabile religiöse Überzeugung entsteht und erst recht, ob diese zu einer engeren Bindung an die Institution Kirche führt. Religionssoziologisch befinden wir uns mit dieser Situationsdeutung im Rahmen des „Pluralisierungsparadigmas“, das das „Säkularisierungsparadigma“ überwiegend abgelöst hat: Statt dass wir annehmen, dass Religion in modernen Gesellschaften kontinuierlich abnimmt, gehen wir von einer Vervielfältigung religiöser Formen aus, die häufig fluide sind, sich seltener institutionell greifen lassen und die auf subjektive Plausibilität angewiesen sind. Dabei ist auch und gerade im religiösen Bereich der Anspruch auf emotionale Plausibilität gestiegen. Menschen möchten Religion nicht nur verstehen, sondern auch erleben.

Die Kirche befindet sich damit in einer neuen Situation: Sie ist nicht mehr selbstverständlich als Amts- und Lehrautorität akzeptiert wie in der Vormoderne, was Kommunikationsbemühungen überflüssig erschienen ließ. Sie erscheint aber auch nicht mehr per se gesellschaftlich überholt, was Kommunikationsbemühungen nicht aussichtsreich erschienen ließ. Sie sieht sich heute einem potenziellen Interesse an Religion gegenüber, von dem sie befragt wird, warum und inwiefern der christliche Glaube plausibel und lebensrelevant ist und welche Gründe dafür sprechen, Kirchenmitglied zu sein und/oder sich in der Kirche zu engagieren. Statt selbstverständlich eine Leitfunktion in der Gesellschaft zu beanspruchen, sind Argumente und emotionale Überzeugungskraft gefragt.

Dazu gehört dann auch: In der Spätmoderne, die manchmal auch „Erlebnisgesellschaft“ genannt wird, haben viele Menschen – besonders in der jüngeren Generation, aber nicht nur in dieser – das Bedürfnis, Religion auch innerlich intensiv zu erleben. Sie möchten innerlich beteiligt und durchaus auch „ergriffen“ sein von religiösen Phänomenen, Stimmungen und Ereignissen. So ist beispielsweise die breite Beteiligung an „Events“ wie den katholischen

Jugendtreffen oder den Kirchentagen der beiden großen Kirchen in Deutschland zu erklären. Intensive Erfahrungen werden gesucht, die das Individuum persönlich ansprechen.

Mit diesem Wunsch nach intensivem Erleben hängt auch zusammen, dass *der Begriff „Spiritualität“* so wichtig geworden ist. Er beinhaltet vieles, was typisch ist für die religiösen Formen der Spätmoderne: Er zielt auf eine persönliche Glaubenshaltung, die nicht an die Institution Kirche gebunden ist. Gott soll persönlich erfahren und erlebt werden. Während „Frömmigkeit“ eher so verstanden wird, dass der Mensch vorgegebenen Traditionen übernimmt, wird „Spiritualität“ häufig mit einer offenen Suchbewegung verbunden. Er kombiniert – teils wieder entdeckte – christliche Traditionen und vorrangig östliche Traditionen, beispielsweise in der Meditationspraxis.

Dazu muss sich die Kirche verhalten. Eine unhinterfragte Aufnahme jeder Strömung kommt dabei sicher ebenso wenig in Frage wie eine unhinterfragte Ablehnung sinnvoll erscheint. Ich halte es für eines der wichtigsten Themen der nächsten Jahre und Jahrzehnte, dass die Kirchen Wege suchen und finden, dieses Bedürfnis nach intensivem Erleben von Religion, das im Alltag spürbar und relevant ist, aufzunehmen und zu gestalten. Wesentlich dafür erscheint mir die Bereitschaft zuzuhören und wahrzunehmen, ohne die eigenen Traditionen und das, was einem selbst lieb und wert ist, zu verteidigen. Es geht um Wege zu und mit Gott, die Menschen in der pluralen Gesellschaft auf unterschiedliche Weise suchen und finden – mit unserer Begleitung, aber in ihrer eigenen Verantwortung und immer in dem Wissen, dass Gott vermutlich deutlich mehr Wege für Menschen kennt als wir sie im Moment sehen.

Soweit erst einmal meine Überlegungen und Impulse – ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit und bin gespannt auf Ihre Reaktionen und Fragen.